Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

7 (18.2.1934) Rasse und Volk

Visual Library

Otto Weiner:

Zur Geschichte des badischen Heimatschrifttums

Ein echtes volkstümliches Heimatbuch waren die 1881 erschienenen, an die Schüler des Landes verteilten „Geschichten und Bilder aus Baden", die damals anläßlich des Einzugs der schwedischen Königsfamilie in Karlsruhe, am 19. September, von badischen Schriftstellern gemeinsam herausgegeben wurden; „es sollten nur badische Stoffe darin zur Verwendung kommen dürfen, also ein gelbrotes Buch im höchsten Steigerungsgrade, obwohl der Begriff „Heimatkunst" noch lange nicht erfunden war." (Heinrich Vierordt: Das Buch meines Lebens). Als im Jahre 1914/15 ein neues badisches Volksschullesebuch erschien, konnte der badische Teil desselben einiges aus diesen „Geschichten und Bildern" entnehmen; so: Barack: „Bleib' im Land und nähr' dich redlich", R. Reitzel: „Wie ein Markgraf einer armen Frau im Wisental aus der Not hilft", Emil Frommel „Donnermühle" (in veränderter Form). Mit zu den Verfassern des Büchleins zählten außerdem: Putlitz, Scheffel, Geßler, Dill, H. Billinger, Oskar Höcker, H. Vierordt.

Zunächst waren es die historischen und antiquarischen Vereine, welche die Heimatgeschichte pflegten. Stadtarchivar Dr. Albert, Freiburg, gibt im Korrespondenzblatt der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1902 einen Ueberblick.

Am 9. Februar 1805 gründete Freiherr Friedrich Roth von Schreckenstein unter dem Namen „Gesellschaft der Freunde vaterländischer Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau den „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile" in Donaueschingen, der von der fürstlichen Landesregierung einen jährlichen Unterstützungsbeitrag von 300 Gulden erhielt. 1826 entstand in Freiburg die Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde durch Geschichtsprofessor Ernst Münch und Universitätsbibliothekar Dr. W. Weick, die 1866 unter dem Namen „Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und der angrenzenden Landschaft" neu konstituiert ward. Von 1842 bis 1858 bestand der Altertumsverein für das Großherzogtum Baden; 1830 trat unter Führung des Stadtpfarrers Carl Wilhelmi in Sinsheim a. E. „die Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Baudenkmäler der Vorzeit" ins Leben, die bis 1858 bestand. 1859, hundert Jahre nach Schillers Geburt, wurde in Mannheim der Mannheimer Altertumsverein gegründet, der seit 1900 die „Mannheimer Geschichtsblätter" herausgibt. 1862 entstand in Freiburg ein Verein zur Herausgabe einer „Kirchlich-historischen Zeitschrift für die Erzdiözese Freiburg". Er gibt das „Freiburger Diözesan-Archiv" heraus, das die Aufgabe hat, die Kirchengeschichte Badens zu erforschen und zu bearbeiten, wie dies durch die Zeitschrift für die „Geschichte des Oberrheins" vorzugsweise für die Profangeschichte geschieht. Auch die evangelische Kirche gibt kirchengeschichtliche Blätter und Einzelabhandlungen zur Kirchengeschichte heraus. Der 1868 zu Friedrichshafen auf Veranlassung des Oberamtsarztes Dr. Moll in Tettnang gegründete „Verein für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung" behandelt nur zum Teil badische Gebiete. Er hat eine stattliche Reihe von „Schriften" herausgebracht. Geschichte und Kunst vereint der 1873 entstandene „Breisgauverein Schauinsland" in prächtigen Heften.

Wandten sich die Veröffentlichungen der genannten Vereiner vorab an Fachleute und vorwiegend geschichtlich Orientierte, so gründete 1839 Dr. Josef Bader am General-Landesarchiv die „Badenia oder das badische Land und Volk, eine Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Landeskunde mit Karten, Lithographien und kolorierten Abbildungen von Landestrachten". Er schreibt im Vorwort: „Nun aber hatte bisher neben der Reihe gelehrter Erzeugnisse die populäre Verarbeitung derselben gemangelt". Der neuen Zeitschrift Gesetz soll sein: „Wahrheit und Popularität; ihr Zweck die Liebe der Badener für ihr Land und dessen Geschichte". Sie solle entfalten: Beschreibung und Geschichte der badischen Landschaften, der merkwürdigen Städte und Dörfer, der ehemaligen Klöster, der alten Burgen und Bergschlösser, der Naturmerkwürdigkeiten, die Volkssagen, Lebensbeschreibungen aller verdienten und merkwürdigen Männer und Frauen, eine Landeschronik und eine Bibliographie. Bader setzte sein mit alten Stichen, Plänen, farbigen Trachtenbildern geschmücktes Werk fort als „Meine Fahrten und Wanderungen", worin er, die edlen Metallgewinne gelehrter Forschung und wissenschaftlicher Begründung in Landmünze zu verprägen und gangbar zu machen" bestrebt war. Er durchwandert das badische Land kreuz und quer und verbindet Geschichte und Landschaft mit Selbsterlebtem, so daß die Lektüre des Buches „einen seltenen Genuß für Geist und Herz" bietet. „Dabei hatten, was hier nur beiläufig bemerkt sei, interessante Streiflichter auf die schwere wirtschaftliche Krisis, unter der zur Zeit der Abfassung des Buches (1853—56) das badische Land seufzte" (Brunner.)

Eines anderen Wanderers der badischen Heimat sei hier noch gedacht: In den siebzieger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte Fridegar Mone kunst- und kulturgeschichtliche Streifen durch das badische Land. Die Aufzeichnungen sind nicht zum Druck gekommen. Das General-Landesarchiv bewahrt sie in zahlreichen Bänden, nach Landschaften geordnet, als: Mone, handschriftlicher Nachlaß.

Neben den Zeitschriften und Einzelveröffentlichungen erschienen dann im Lauf der Jahrzehnte eine Fülle ortsgeschichtlicher Abhandlungen, die Karl Brunner bis zum Jahre 1901 in seinem Wegweiser für Freunde der badischen Geschichte „Die Pflege der Heimatgeschichte in Baden" zusammengestellt hat. Es sind außerdem zu nennen „Literatur der Landes- und Volkskunde" im zweiten Band der „Badischen Bibliothek" von Kienitz und Wagner, das „Topographische Wörterbuch" von Krieger und die „badischen Bibliographien" von Lautenschlager. Schließlich seien noch genannt das „Badische Wörterbuch" und „Kleiner Führer für Heimatforscher" von W. Walter, Oberregierungsrat.

Dem Landesverein „Badische Heimat", zuerst unter Führung von Prof. Wingenroth, gebührt nun das Verdienst, den Heimatgedanke in breitere Volkskreise getragen zu haben. Die Zeitschriften „Badische Heimat", „Mein Heimatland", die Einzelabhandlungen „Vom Bodensee zum Main" und der „Ekkhart-Kalender" wurden unter seiner Leitung zum Sammelbecken der Heimatliteratur. Nach Wingenroths frühem Tod fördert der Schriftsteller Hermann Eris Busse das Werk in unermüdlicher, zielbewußter und erfolgreicher schriftstellerischer und organisatorischer Tätigkeit. Er schuf die vorbildlich schönen Heimatbücher, die jeweils einem bestimmten Landesteil gewidmet sind.

Das schöngeistige, badische Schrifttum endlich hat vor Jahren schon K. Hesselbacher in seinen bekannten „Silhouetten" bestens zusammengestellt und charakterisiert, und Wilhelm E. Oeftering gibt eine „Geschichte der Literatur in Baden" heraus, von der der 1. Teil: „Vom Kloster bis zur Klassik" bereits erschienen ist.

Rasse und Volk

Folge 7 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, den 18. Februar 1934

Willy Brandl:

Im Schatten Wagners

Die Tragödie Hans von Bülows — Zu seinem 40. Todestag

„Im Schatten des Titanen" zu leben, bedeutet immer eine Tragödie. Das übermächtige Genie überragt alles und nimmt ihm das Lebenslicht, wie ein großer weitschaffender Baum den kleineren ringsum alle Kraft entzieht. Wer seine Persönlichkeit dem Genius gegenüber behaupten kann, der zeigt allein schon dadurch, daß er mit außergewöhnlichem Maßstab zu messen ist. Schlimmer hat dies Los niemand erfahren wie Hans von Bülow, Wagners bester Kämpfer.

Der Weg zu diesem ist ihm nicht leicht geworden. Der junge, 1830 in Dresden geborene Bülow entstammte zwar einer Umgebung, die für seine geistige Entwicklung das Allerbeste verhieß. Aber er war von Geburt aus schwächlich, dazu hat ihn der literarisch sehr begabte, im Lebenskampf aber vollständig unfähige Vater zu einer ungesunden Frühreife erzogen. Die Mutter dagegen war streng und tyrannisch, sie hat noch dem reifen Mann das Leben schwer gemacht, und sie hat ihre Aufgabe darin gesehen, den Jüngling zu einem geregelten juristischen Studium anzuhalten. Vor allem vor Wagners Einfluß suchte sie ihn zu bewahren. Seit der 12jährige Knabe der Uraufführung des Rienzi beigewohnt, den kleinen unruhigen Mann mit der großartigen Stirne zum ersten Mal gesehen hatte, da war er ihm für sein ganzes Leben verfallen. Nach einigen journalistischen Jugendversuchen floh er zu dem damals im Schweizer Exil lebenden Wagner, der ihn mit väterlicher Treue zu fördern suchte. Er erkannte mit dem Scharfblick des Genies die interpretatorischen Fähigkeiten, die in dem jungen Mann schlummerten, erzog ihn zum Bühnendirigenten und wies ihn an den Mann, der das Wichtigste zu seiner Ausbildung tun konnte: an Liszt.

Bald war Bülow dessen vertrautester Schüler. Die ersten Konzerte des Pianisten machten noch keinen besonders tiefen Eindruck auf das Publikum, aber bald setzte sich Bülow durch, in kurzem war er einer der gefeiertsten Klavierspieler; mit glühender Begeisterung trat er schon damals für das Schaffen Wagners und Liszts ein. Endlich fand er eine Stellung, die, wenn auch künstlerisch nicht befriedigend, ihm einen festen Lebensunterhalt gewährleistete als Lehrer am Sternschen Konservatorium in Berlin. Das war ihm besonders wichtig, weil eine Frau in sein Leben getreten war: Liszts Tochter Cosima. Nach einigem Sträuben des Vaters, der wohl den tiefen Wesensunterschied der jungen Leute erkannte, konnte er sie heimführen. Das Glück der jungen Ehe gab Bülow neue Kräfte, die anstrengenden Konzertreisen zu überstehen. Zwei Töchter wurden ihnen beschert. Aber stärker noch band sie ein anderes: die liebende Sorge für Wagner, den ewig von seinem Dämon umhergetriebenen. Materiell konnten Bülows ihm ja wenig helfen, aber doch versetzten sie Schmuckstücke, um ihm das stets benötigte Geld schicken zu können, wichtiger aber war für Wagner der unerschütterliche Glaube der beiden an ihn und sein Werk. Dieses enge freundschaftliche Verhältnis hatte einen geradezu symbolischen Auftakt gehabt. Die jungen Eheleute waren in Zürich Zeuge, wie Wagner aus seinem Asyl scheiden mußte. Da trafen sich die beiden Frauen in einem Raum, die für Wagners Leben und Schaffen bestimmend sein sollten: Mathilde Wesendonck, das Urbild der Isolde, die sich dann in das Evchen wandelte, auf das der alte Sachs in weiser Ueberlegenheit verzichtet, in deren Garten er die erste Eingebung des „Parzival" erlebte, und Cosima von Bülow, die ihm die Kraft gab, sein Lebenswerk zu vollenden. Damals allerdings hatte Wagner das Gefühl, daß sich die junge Frau scheu vor ihm zurückhalte. Aber in den Jahren des furchtbarsten Kampfes, wo sein Werk endgültig zu scheitern drohte, hat ihn die liebevolle Anteilnahme dieser „unerhört begabten Frau" immer wieder gestärkt. Da kam für ihn das große Wunder: Die Berufung durch Ludwig II. Jetzt sah er in frohem Vertrauen den Weg für seine Kunst frei. Was lag näher, als sofort Bülow nach München zu rufen? „Nur Ihr fehlt noch zu meinem Glücke!" Für Bülow war dieser Ruf auch Erfüllung seines Lebenstraums, er konnte vor einem Orchester stehen, konnte den Tristan aufführen, zu dem er genial den Klavierauszug gemacht — ein damals unerhört schweres Unternehmen! Und doch hat er gezögert: War es ein Ahnen, das ihn vor der Uebersiedlung warnte. Was Bülow in München geleistet hat, ist bekannt. Der Uraufführung des „Tristan" folgten herrliche Wiedergabe aller klassischen Opern am Münchener Hoftheater fern ab von jedem Schlendrian, von allen Zugeständnissen. Aeußerlich war es der größte Erfolg, als 1868 die „Meistersinger" zum ersten Mal erklangen. Wagner wohnte in der Königsloge mit dem jungen Fürsten der Aufführung bei, umjubelt von der Begeisterung der Zuhörer; Bülow wurde als Dirigent gefeiert. Doch da war die Katastrophe schon hereingebrochen über ihn!

Bülow hatte seiner ganzen Veranlagung nach wenig Talent zur Ehe: übersensibel, sprunghaft, launisch, mag er seiner Frau, das Leben oft schwer gemacht haben, doch hing er mit größter Liebe an ihr und den Kindern. Cosima erkannte immer klarer und klarer, daß Wagner sein Lebenswerk nicht vollenden konnte, wenn ihm nicht eine Frau Ruhe und Glück bringen würde; und sie wußte, daß sie vom Schicksal dazu ausersehen sei. Was die Freunde längst ahnten und befürchteten, Bülow sah es nicht. Erst ein dummer Zufall ließ ihn erkennen, daß die geliebte Frau dem über alles bewunderten und verehrten Freund gehörte.

Der Historiker darf nicht mit kritischer Sonde in den Wunden herumwühlen, die die Katastrophe den drei Beteiligten geschlagen. Man darf sie nicht mit gewöhnlichem Maßstab messen, „es war ein Müssen, war ein Zwang" singt das Evchen. Und so hat es auch Bülow anzusehen sich bemüht. Warum Wagner und Cosima seinerzeit nicht offen und ehrlich vor Bülow hingetreten, wissen wir nicht; sicher ist es eine falsche Beschuldigung, daß Wagner durch ein solches Geständnis die Meistersingeraufführung nicht gefährden wollte. Bülow selbst, in dem eine ganze Welt zusammenbrach, hat Freunden gegenüber die wahren Verhältnisse verschwiegen, Ausreden gebraucht, als wollte er auf eine andere Lösung hoffen. Aber nach der Aufführung der „Meistersinger" folgte Cosima Wagner für immer nach der Schweiz. Die ersten Andeutungen machte Bülow, der durch das Verhängnis innerlich allen Halt verloren hatte, und nun tragischer Weise wieder den Tristan vorbereiten mußte, vertrauten Freunden. Da heißt es: „Uebrigens mit Tristan hat hier meine Wirksamkeit vor 4 Jahren begonnen — es liegt mehr Sinn darin, als Sie jetzt ahnen können, daß ich dieselbe mit Tristan gleichfalls beschließe," und dann meldet er lakonisch: „Meine Frau hat sich von mir getrennt und mit

den Kindern dauernd in der Schweiz niedergelassen.“ Er hat dann Wagner von seinen künstlerischen Arbeiten am Tristan in gewohnter Weise weiter getreulich Bericht erstattet. Nur einmal spricht er in seinem furchtbaren Sarkasmus, mit dem er sich selbst nicht verschonte, davon, daß er nicht als Abschluß seiner Münchener Tätigkeit die Meistersinger dirigieren wolle: „Es hat mehr „chit“, daß ich mit dem Tristan wieder abschließe, das gibt eine schöne Kreisfigur“.

Daß der Schritt Cosimas eine Notwendigkeit war, unter der bei allem Glücksgefühl auch sie und Wagner schwer litten, zeigt das Tagebuch, das Cosima in Triebschen anfing. Immer wieder kommt die Sorge um Bülow zum Ausdruck, sie verfolgt ängstlich seine Schritte, mit denen er sich ein neues Dasein aufzubauen sucht. Wagner schrieb ihm einen herzlichen Brief. „Das Schicksal hat Deinem Herzen eine Größe und Schönheit zugemutet, wie sie einzig der Bedeutung gleichsteht, für die es Deinen künstlerischen Geist anlegte.“ „Wir sind alle unglücklich“, so schließt Wagners letzter Brief. Und Bülow selbst? Nach schwersten inneren Kämpfen hat er sich durchgerungen und Cosima einen Abschiedsbrief geschrieben, der zu den ergreifendsten menschlichen Denkmälern gehört:

Ritterlich hat er alle Schuld auf sich genommen: „Du hast vorgezogen, Dein Leben und die Schätze Deines Geistes und Deines Herzens einem Wesen zu weihen, das in jeder Weise überragend ist, und weit entfernt, Dich zu tadeln, billige ich unter allen Gesichtspunkten Deinen Schritt und gebe Dir vollkommen recht.“ Er gesteht offen, daß ihn der Verlust „moralisch und künstlerisch zu grunde richtet“. Die Kinder überläßt er der Mutter und zeigt sich rührend besorgt um sie.

Nach langen qualvollen Monaten findet Bülow den Weg zu seiner Kunst wieder zurück. Die Konzerttätigkeit, die er in größtem Umfang wieder aufnimmt, führt ihn fast durch ganz Europa, immer ist er behindert von seinem wenig befriedigenden körperlichen Befinden. Zunächst ist er bemüht, ein Vermögen für seine Kinder „zusammenzuklimpern“; dann hört er von den Schwierigkeiten, die sich dem Bayreuther Plan entgegenstellen. Er vergißt all das persönliche Leid, das ihm durch Wagner widerfahren und gibt allenthalben Konzerte zu gunsten des Festspielfonds in erschütternder Selbstlosigkeit. 1875 geht er nach Amerika. Wie ein von Furien gehetzter durchzieht er das Land, gibt an manchen Tagen 2, ja 3 Konzerte! Unvermittelt bricht er die Rundreise 1876 ab, läßt alles im Stich, kehrt nach Deutschland zurück, um in Godesberg geistig und künstlerisch vollkommen zusammenzubrechen. Was war die Ursache? Ein Brief an eine befreundete Dame zeigt es klar: Er konnte den Gedanken an die Bayreuther Festspiele nicht ertragen: „Ich allein unter so manchen doch noch Unwürdigeren, z. E. musikalischen Judenjungen, bin durch Schicksal und Weltücke als ein Verdammter ausgeschlossen, dem wichtigsten Kunstgeschichtsereignisse des Jahrhunderts beizuwohnen! Verstehen Sie nun meine krampfhafte Begierde, mich in dauernde überseeische Fesseln zu schlagen? Sie glauben nicht, wie sehr ich mich jenes gemeinen Selbsterhaltungsinstinkts schäme, der mit tagtäglich abhält, ein Billet nach jener Station zu lösen, die eine Rückfahrt ausschließt!“

Nach langen qualvollen Monaten erholt er sich langsam. Als Hofkapellmeister in Hannover nimmt er wieder seinen alten Kampf um deutsche Kunst auf, bis den Leuten dort seine rigorosen Forderungen unerträglich erscheinen. In Meiningen dann wird er der berühmteste aller deutschen Dirigenten an der Spitze der Hofkapelle. Die sorgende Liebe seiner zweiten Frau sucht die schweren körperlichen Leiden, die ihn immer mehr plagen, zu mildern. Ein furchtbarer Schlag ist ihm der Tot Wagners; seine Frau selbst ist überrascht, wie sehr er noch an dem großen Freund hängt. Künstlerisch hat er sich bekanntlich später von Liszt und Wagner abgewandt und sich für Brahms eingesetzt. Darüber ist mit dem Künstler nicht zu rechten. Er hat auch manchmal böse Worte gefunden für die Umgebung Wagners, nie aber hat er über Wagner oder gar Cosima selbst ungut gesprochen. Seine Tochter Daniela (Frau Geheimrat Thode) weilte oft bei ihm und hat die Verbindung mit Cosima hergestellt. Der glänzende Aufstieg als Dirigent in Hamburg und Berlin war teuer erkauft durch unheilbares Nervenleiden, aus dem es keine Erlösung gab. Als er im sonnigen Aegypten Heilung suchen wollte, da kam Daniela nochmals im Auftrag der Mutter nach Triest, wo er sich einschiffte: es war der letzte Gruß aus seinem früheren Leben, zwei Tage nach der Ankunft in Kairo ist er gestorben.

Erschüttert stehen wir vor dem Bild dieses wahrhaften Edelmanns, dem ein furchtbares Schicksal auferlegt war, das er nicht meistern konnte, mit dem er aber heldenmütig gerungen. Es hat wohl im Innersten die Handlungsweise Cosimas eben so aufgefaßt, wie Wagner, der einmal ergreifend sagte: „In dies Asyl (in Triebschen) flüchtete sich seitdem auch diejenige, welche zu bezeugen hatte, daß mir wohl zu helfen sei und das Axiom so manches meiner Freunde, mir sei nicht zu helfen unrichtig war. Sie wußte, daß mir zu helfen sei und hat mir geholfen.“

Hans Christoph Schöll:

Karl Friedrich von Baden und Friedrich der Große

Ein Beitrag zur Entwicklung des deutschen Reichsgedankens

In den Beständen des ehemaligen Großherzoglichen Familienarchives befinden sich einige Aktenmappen, die eigenhändige Aufzeichnungen Karl Friedrichs enthalten, des letzten Markgrafen und ersten Großherzogs von Baden. Es sind zumeist lose Blätter mit allerlei aphoristischen Sätzen rein philosophischer Art oder Betrachtungen über öffentliches und staatliches Leben; dazwischen finden sich auch kleine poetische Versuche und Auszüge aus zeitgenössischen Publikationen. Diese Blätter, deren teilweise Veröffentlichung wir dem früheren Archivdirektor, Karl Obser, verdanken, gestatten uns recht aufschlußreiche Einblicke in die Gedanken- und Gefühlswelt Karl Friedrichs; so seien hier zunächst einige Aeußerungen mitgeteilt, die seine Stellung zu Kaiser und Reich kennzeichnen.

„Die Ausdrücke gut kaiserlich und nicht gut kaiserlich, gut österreichisch und nicht gut österreichisch, gut preußisch und nicht gut preußisch schicken sich vor einen patriotisch denkenden Reichsstand nicht. Gut deutsch, gut vors Vaterland gesinnt sein; seine Obliegenheit gegen den Kaiser und das Reich beobachten, alle Tyranney, sie komme von wem sie wolle, hassen und verabscheuen, zu Aufrechterhaltung der deutschen Freiheit alle standhafte Mittel mit ergreifen und durchsetzen helfen, es koste was es wolle; sein Land als einen Staat ansehen, dessen Wohlstand und Ansehen auf alle nur mögliche, jedoch gesetzmäßige Art zu erhalten und zu befördern ist, und hierinnen den Regeln einer gesunden Politik zu folgen: das ist das Glaubensbekenntnis eines deutschen Reichsfürsten, welcher den Kaiser und sein Amt und Würde verehret und hochschätzet, vor seinen Mitständen die gebührende Achtung träget, und dabei kennet, was er sich selbst, seinem Haus und seinen Unterthanen schuldig ist.“

Man ist freudig erstaunt zu sehen, wie hier vor anderthalb Jahrhunderten ein kleiner Fürst an der Grenze Frankreichs den deutschen Gedanken mit neuem Inhalt beseelt. In einer Zeit, da auf der einen Seite absolutistischer Partikularismus die seltsamsten Blüten treibt und auf der anderen ein inhaltlos und mumienhaft gewordener Reichsbegriff nur noch in Akten und Reichstagen sein Schattendasein führt, wird hier in andeutenden Umrissen ein Gedanke sichtig, dem Jahrzehnte später der Freiherr vom Stein seinen schlagenden Ausdruck gibt: Ich kenne nur ein Vaterland, das heißt Deutschland! Gerade aber dieser Gedanke: „gut deutsch, gut vors Vaterland gesinnt“ war es, der Karl Friedrich mit all seinen guten Wünschen und Sympathien, unbeschadet seiner korrekten Haltung als Reichsstand, innerlich auf die Seite des großen Preußenkönigs führen mußte.

Daß man am Karlsruher Hof „gut fritzisch“ gesinnt war, hatte seinen guten Grund schon in der besonderen politischen Situation des kleinen Staates in der Südwestecke des altersschwachen Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Schon durch seine Eigenschaft als evangelischer Reichsstand war Karl Friedrich auf die aufstrebende Großmacht Preußen hingewiesen, aber auch die geographische Lage seines Landes, dessen Gebietsteile durch eine österreichische Provinz auseinandergehalten waren, legte ihm insbesonders gegenüber den Annexionsbestrebungen Kaiser Josephs II. den Gedanken nahe, gegen solche Eventualitäten bei Preußen Schutz zu suchen.

Der Kampf Oesterreichs und Preußens um die Vorherrschaft in Deutschland spiegelt sich ganz deutlich in der politischen Haltung Badens in dieser Zeit. Es ist bezeichnend für die Stimmung jener Tage, daß in dem damals noch österreichischen Breisgau das Gerücht verbreitet war, in den badischen Kirchen sei für den Sieg der preußischen Waffen gebetet worden. Wenn dies auch nicht zutreffend war, so lassen sich doch schon aus der Möglichkeit und dem Vorhandensein dieses Gerüchtes Schlüsse auf die allgemeine Stimmung im Land und von allem am Karlsruher Hof ziehen. Wohl verbot die schwierige politische und geographische Lage dem verantwortungsbewußten Staatsmann vorläufig jedes betonte Hervortreten zugunsten von Preußen, aber mit seinem eigentlichen persönlichen Gefühl stand Karl Friedrich durchaus auf dieser Seite.

„Die Politik des Hauses Baden“, so heißt es an einer anderen Stelle jener Aufzeichnungen, „wird jederzeit darinnen bestehen müssen, sich zwar bei dem kaiserlichen Hof keinesfalls verhaßt zu machen, vielmehr dessen Gewogenheit zu erhalten durch Beipflichtung und Mitstärkung von denjenigen Maßregeln, welche zur Aufrechterhaltung der Gerechtigkeit und guten Ordnung im Reich gereichen mögen; wo es aber auf die Handhabung der deutschen Freiheit und die Aufrechterhaltung der Rechte und Gerechtigkeiten der Fürsten und Stände des Reiches ankommt, haben wir demjenigen Reichsteil uns anzuschließen, welcher das meiste Interesse hat, für jene besorget zu sein. Dieses ist der evangelische Reichsteil, unterstützet durch Rußland, Engelland, Dänemark, Preußen und Schweden. Die nordischen Mächte, und nur diese, können und werden dem südlichen Teil von Deutschland seine Freiheit erhalten.“

Wie die meisten evangelischen Fürsten, befürchtete auch Karl Friedrich, daß mit dem Preußenkönig der deutsche Protestantismus getroffen werden soll. Und so waren aus doppeltem Grunde seine Sympathien im preußischen Lager: einmal sah er im siegreichen König von Preußen den Bürgen für die ungeschmälerte Freiheit der evangelischen Reichsstände, und zum andern schien ihn auch seine Losung: „gut deutsch!“ dorthin zu weisen. „Gut österreichisch und nicht gut österreichisch, gut preußisch und nicht gut preußisch schicken sich vor einen patriotisch denkenden Reichsstand nicht. Gut deutsch, gut vors Vaterland gesinnet sein, das ist das Glaubensbekenntnis eines deutschen Reichsfürsten!“

Diese Idee aber sah er bei Oesterreich nicht mehr in guten Händen; Treuhänder des heraufbrechenden neuen deutschen Reichsgedankens schien ihm der große Friedrich. Ihm galt seine Bewunderung, ihm seine Verehrung.

Wie sehr er von ihr durchdrungen war, zeigt vielleicht sinnfälliger als alles Andere die merkwürdige Tatsache, daß Karl Friedrich in seiner Begeisterung sogar unter die heimischen Dichter ging. Die grauen Mappen enthalten in eigenhändiger Niederschrift ein dreistrophiges Gedicht auf Friedrich den Großen. Karl Friedrich, der an einer anderen Stelle jener Aufzeichnungen schreibt: „Ein Volk, das seine Sprache aufgäbe, würde aufhören eine Nation zu sein“, hat hier der allgemeinen Bildung seiner Zeit ihren Tribut bezahlt, indem er der Bewunderung für den deutschen König — in französischen Versen Ausdruck verleiht. Nun kann man von einem klugen Staatsmann und treusorgenden Landesvater ja schließlich nicht verlangen, daß er über dies hinaus auch noch gute Gedichte mache, und so tut es dem Bilde des letzten Markgrafen von Baden keinen Abbruch, wenn man zugibt, daß die Verse, in denen er den von ihm Verehrten besingt, reichlich holprig und weder in ihrer Form noch in ihrem Inhalt besonders originell sind. Nicht Form und Inhalt, sondern die Tatsache dieser Strophen sind das Bemerkenswerte; zeigen sie uns doch, daß die nüchterne Prosasprache des Alltags und der Akten nicht genügt, um der Verehrung und Erwartung Ausdruck zu geben, mit der man während jenes siebenjährigen Ringens an einem süddeutschen Fürstenhofe des großen und bewunderten Preußenkönigs gedachte. Das poetische Wort wurde zuhilfegerufen, um der Begeisterung und Hoffnung Ausdruck zu verleihen, wenn sie ihren Helden (in freier Uebersetzung) begrüßt:

„Was man an Helden uns rühmt, war keiner so groß
je wie Du;
und was uns not tut, bist Du, großer Friedrich, allein!“

Vor-Lenz

von Friedrich Roth.

Nachtsturm trägt seine Wolkenfahnen
ausbündig über Fluß und Wald.
Wem will er wohl die Wege bahnen?
Wie wild und weh das widerhallt!

Weltkeiler folgt mit krummen Hauern,
wirft dumpf die dunkle Erde auf.
Baum, Busch und Wurzel voll Erschauern
grüßen der schwarzen Hufe Lauf.

Das Albvolk tanzt, und Tiere brüllen.
Die wilde Meute macht sich los.
Steilregen pfeift, als wollte füllen
ein Gott der Urweltmutter Schoß.

Wir aber ducken in unseren Betten.
Die Wände schüttern wie in Angst.
Willst du dein träges Herze retten,
Mensch, da du nach dem Herzen langst?!

Laß seine Ströme hocherschäumen.
Laß Nacht und Wetter in die Brust.
Laß Leidenschaften schmerzaufbäumen.
Erfahre, was du nicht gewußt.

Es kommt doch erst nach Frühlingsstürmen
der abgeklärte stille Tag,
in dem sich Seligkeiten türmen
um deines Hauses Blütenhag.